Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 33. 1896.

Der Enterbte.

Roman von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Sind Sie denn des Henkers?“ fuhr Harry Frau v. Marlow brutal an. „Ich will und muß den ersten Preis mit diesem Pferde holen! Wo nicht, mache ich den Kauf rückgängig. Es wird Zeit, daß ich endlich einmal etwas von den Pferden habe, die Sie mir schon angehängt haben!“

„Herr Baron, Sie vergessen sich!“ wies ihn Frau v. Marlow zurecht. Sie maßen sich mit offenen, funkelnden Blicken. Unsichtbar für die Anderen fielen die Masken, die sie so lange getragen.

„Sie sehen ja so verdonnert aus?“ wandte sich Harry mißtrauisch an Ottbert, „Sie haben doch nicht den ‚Mumm‘ auf ‚Mazeppa‘ verloren?“

„Das nicht,“ versetzte Jener, „aber eine böse Scene habe ich eben durchgemacht mit meiner Familie. Hilda wollte es absolut nicht leiden!“

„Ja, die Weiber,“ meinte Harry, „komme mir Einer mit den Weibern!“

Er schielte dabei nach der Marlow, die unaufhörlich umherspähte, als erwarte sie immer noch Jemand.

Die Frau war heute wie ausgewechselt, so scheu, so ängstlich, sie zeigte keine Spur von ihrer sonstigen Sicherheit. Und Ottbert ließ auch die Nase hängen, es war heute eine abscheuliche Stimmung.

Jetzt verabschiedete sich Ottbert von Frau v. Marlow. Auf seinem schönen, aber blassen Jünglingsangesicht lagen tiefe Schatten. Die zehrende, kochende Leidenschaft in ihm hatte ihren Höhepunkt erreicht.

„Entweder, gnädige Frau, werden Sie mich nach diesem Rennen einen Mann nennen — einen Mann, der Ihrer Gegenliebe werth ist — oder —“

„Oder?“ fragte sie, von seinem Tone erschreckt, ihn ängstlich anschauend.

Er antwortete nicht. Er sah sie nur an aus den tief liegenden, flackernden Augen, seine ganze Seele sprach aus diesem Blick.

„Der arme Junge,“ dachte die Marlow, „er wird noch ein Malheur anrichten.“ Und ihm die Hand reichend, flüsterte sie: „Treten Sie doch zurück, Ottbert! Ich traue der Kanaille, dem ‚Mazeppa‘ nicht!“

Er hob stolz den Kopf, dann riß er mit rascher Bewegung eine Blume ab, die sie am Busen trug, zwängte sie zwischen die Knopflöcher seiner Uniform und verließ die Loge. . . .

„So sagen Sie's nur rund heraus,“ drang Harry noch einmal in ihn, „Sie haben die Courage verloren?“

„Im Gegentheil! Ich muß siegen, koste es was es wolle!“

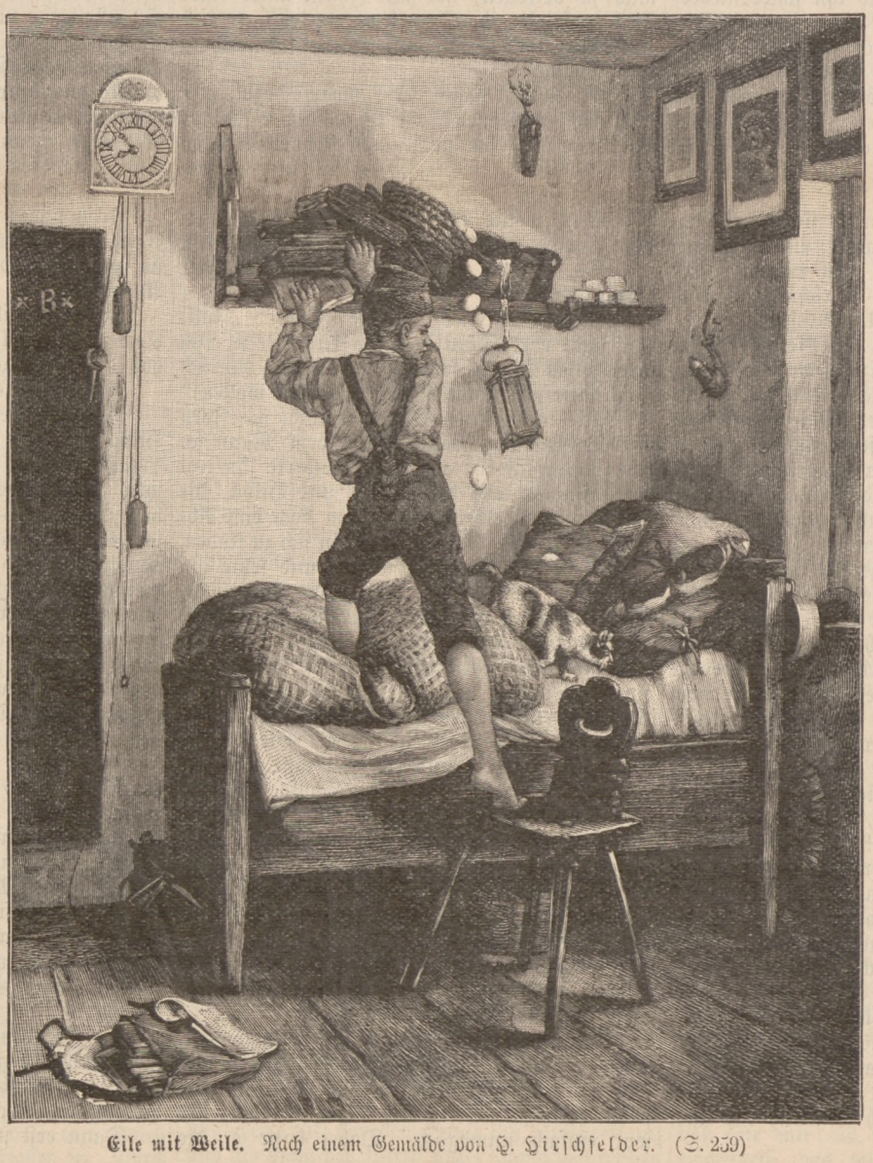
Und er klopfte dem Pferde, das man ihm eben vorführte, den Nacken.

„So ist es recht, Graf!“

Etwas beruhigt kehrte Harry in die Loge der Marlow zurück. Sie sprachen kein Wort mehr miteinander. Beide saßen sie da, voll ängstlicher Spannung; Harry fühlte wirklich sein Herz gehen. Dieses Rennen mußte ihn herausreißen! . . .

Das vorletzte Rennen war vorüber, der „Satan“ der Frau v. Marlow war spielend leicht durch das Ziel gegangen.

Nur fünf Pferde starteten für das „Derby“; noch im letzten Augenblick hatten zwei Herrenreiter Reugeld bezahlt. „Mazeppa“ nahm von vorn herein Führung und hielt sich geraume Zeit an der Spitze des Feldes. Jetzt kam ihm ein englischer Fuchs nahe, sehr nahe, ein kräftiger Ruck und Ottbert war wieder voraus. Schon schien es,



Eile mit Weile. Nach einem Gemälde von H. Hirschfelder. (S. 259)

als sollte dieser sonst so heiß umstrittene Preis dem neuen Pferde fast ohne ernsten Kampf zufallen, als sich plötzlich aus der zurückgebliebenen Gruppe ein Reiter löste und in sausenden Sprüngen zuerst den Engländer überholte, dann auf gleiche Höhe mit „Mazeppa" kam. Einige Sekunden athemloser Spannung auf den Tribünen, fast Gurt an Gurt liefen, nein, stürmten die beiden Pferde nebeneinander hin, die ganze Haltung Ottbert's drückte todesmuthige Entschlossenheit aus. Drei Pferde von den Rennern waren jetzt weit zurück, ein Ringen um den Preis fand nur noch zwischen dem zuletzt aufgekommenen Reiter und Ottbert statt. Niemand am Sattelplatze hätte in diesem Augenblick sagen können, welches von den beiden Thieren die größere Chance hatte, sie flogen nur so dahin. Eben hatten beide gleichzeitig, zwei Automaten oder besser zwei Wurfgeschossen zu vergleichen, die von einer centralen Kraft vorwärts geschleudert wurden, die vorletzte Hürde genommen und schon ging das Wort „Todesrennen" durch die Reihen der Zuschauer. Und nun setzten beide an, wiederum durchaus gleichzeitig sah man die beiden, zum Aeußersten aufgestachelten Thiere sich erheben zum Sprung über das Hinderniß. Aber nur eines von ihnen berührte jenseits den Boden und raste dem nahen Ziele zu . . . „Mazeppa" hatte sich überschlagen und stürzte über seinem Reiter, der ihn auch jetzt noch mit eisernen Schenkeln umklammert hielt, zusammen.

Ein Entsetzensschrei stieg am Sattelplatze auf; Hilda war ihrem Vater ohnmächtig in die Arme gesunken.

Auch Harry fühlte etwas wie Schwindel, der schwarz heranschlich und ihn schier niederdrücken wollte. Sein erster Gedanke war „Mazeppa", das Pferd war noch nicht bezahlt und würde möglicherweise zu Grunde gehen . . . Und Ottbert? So elend war ihm vielleicht noch nie in seinem Leben gewesen. Er stand unter dem Eindruck einer Muthlosigkeit, wie er sie nie zuvor gekannt. Völlig lahm gelegt waren seine Sinne, seine Nerven.

Er fühlte es: Alles wandte sich gegen ihn. Und als er jetzt aufblickte, sah er, wie die Augen der Marlow spöttisch auf ihm ruhten. Der Kavalier in ihm erwachte, er richtete sich hoch auf und stürzte nach der Unglücksstätte.

Man hatte Ottbert und das Pferd bei Seite gebracht. Der junge Offizier, den man fast mit Gewalt von dem Thiere loslösen mußte, war bewußtlos. Das Pferd schien ein Bein gebrochen zu haben; über seinen zuckenden Leib gebeugt stand ein Mann in ungarischer Tracht, er drehte nervös an dem großen tiefschwarzen Schnurrbarte und schien aufrichtige Theilnahme für das Thier zu empfinden.

Harry hielt ihn anfangs für einen fremden Thierarzt, der hilfsbereit herbeigeeilt war.

„Zum Henker," schrie der Fremde jetzt wüthend, „das Bein gebrochen, es ist empörend! Mein Pferd — mein Pferd! Dieser verrückte Graf da, der soll mir's aber büßen! Mir mein kostbares Pferd wie toll zu Grunde zu reiten!"

Und er ballte die Faust gegen den ohnmächtig daliegenden jungen Mann, ohne sich im Mindesten um dessen Verletzung zu kümmern.

„Sie sind im Irrthum," sagte Harry hochfahrend, „es ist — leider! — mein Pferd!"

„Was reden Sie da für Unsinn!" fuhr ihn der Fremde an, „‚Mazeppa' gehört mir — ich habe ihn gezüchtet — ich habe ihn hergeschickt! Und er hätte das Rennen machen müssen, wenn nicht ein so ungeschickter Reiter . . ."

„Das ist Unsinn, was Sie schwatzen," versetzte Harry zornig, „derlei kann auch dem besten Reiter geschehen! Uebrigens habe ich das Pferd gestern von Frau v. Marlow gekauft. Es scheint allerdings, daß man mir falsche Angaben gemacht hat. Da werde ich natürlich den Kauf sofort rückgängig machen!"

Das Gesicht des Schwarzbärtigen hellte sich zusehends auf, es fehlte nicht viel und er wäre in lautes Gelächter ausgebrochen.

„‚Mazeppa' — an Sie verkauft?" fragte er gedehnt; „nun, dann geht mich ja die ganze Geschichte nichts an! Meine Frau wird doch nicht so dumm gewesen sein, auf einen bedingungsweisen Verkauf einzugehen? Nein — so dumm ist meine Frau nicht!"

Er lachte aus vollem Halse und sah sich in dem Kreise, der sich jetzt schon um die Beiden gebildet hatte, triumphirend um.

„Himmeldonnerwetter, wer sind Sie denn?" schrie Harry, außer sich vor Wuth.

„Ich heiße Marlow, früher einmal v. Marlow," gab Jener mit cynischem Grinsen zur Antwort, „ich bin Pferdehändler, auch Pferdezüchter und empfehle mich Ihnen für etwaigen Bedarf . . . Für das Malheur da kann mein Pferd nicht, es ist echt Halbblut, vom ‚Mephisto' aus der ‚Kitzlichen', meine Frau wird Ihnen doch den Stammbaum gezeigt haben!"

Harry fielen die Schuppen von den Augen: das war der „Bankier aus Bukarest" — der geschiedene Mann! Sie, die Frau eines Pferdehändlers und dessen geschickte Agentin, und er, Harry, mit ihr verbündet — ihr Unteragent, ihr Helfershelfer!

Die Klugheit hätte geboten, zu schweigen, und auch den Mann zum Schweigen zu veranlassen; denn noch waren nur Wenige hier, die der Sache hatten folgen können. Aber Harry war nicht die Natur, sich zu bemeistern; er brach wie ein Wüthender los: „Solch' niederträchtiges Pack," schimpfte er, „Ihre Frau hat mich ja betrogen, hat mit Ihnen unter einer Decke gespielt, ihr Schurken, wartet nur . . ."

Ehe er sich's versah, hatte Harry einen Schlag in's Gesicht.

„Er Flegel," sagte der Schwarze dazu. „Er will noch aufmucken? Er ist wohl der saubere Herr Baron? Hat mich einen schönen Brocken Geld gekostet . . . Sie haben sich nicht zu beklagen, höchstens ich!"

Harry wollte die Gerte gebrauchen, aber der Fremde hatte sie ihm geschickt entwunden.

„Sie werden mir Rede stehen!" schäumte Harry, „auf Tod und Leben!"

„Mich duelliren?" höhnte Jener. „Fällt mir nicht ein! Dazu habe ich keine Zeit! Ich beweise es Ihnen schwarz auf weiß, daß ich nicht ‚satisfaktionsfähig' bin, wenn Sie wollen!"

Nicht mehr seiner Sinne mächtig vor Zorn und Beschämung, wollte Harry dem Mann an den Hals springen; aber man hinderte ihn mit dem Hinweis auf die Gräfin und Hilda, die jetzt weinend herbeistürzten. Um doch eine Ableitung für die gährende Wuth in sich zu finden, riß Harry den Revolver heraus und setzte ihn dem leise stöhnenden „Mazeppa" an's Ohr. Röchelnd brach das Thier vollends zusammen.

Nun war Hilda, die sich schnell aufgerafft und zunächst Ottbert gesehen hatte, zur Stelle. Ihr Bruder lag noch in tiefer Bewußtlosigkeit. Es schien eine Gehirnerschütterung zu sein; vorläufig war noch nichts zu sagen. Sie wandte sich jetzt an Harry und rief mit laut tönender Stimme: „Daran sind Sie Schuld, Baron! Sie haben meinen Bruder da hineingetrieben. Ich will hoffen, daß Sie mich von nun ab nicht mehr kennen!"

Sie drehte ihm den Rücken zu und flog zu Ottbert zurück, den man inzwischen auf eine Bahre gelegt hatte.

Harry wußte nicht, wie er in die augenblicklich ganz menschenleere Allee hinausgekommen war, die zum Rennplatz führte.

Alles hatte sich gegen ihn verschworen. Dieser Skandal! Mit dem Pferdehändler konnte man sich natürlich nicht schlagen; und er hatte seine Ohrfeige fort . . . O, dieser Skandal! Er war einfach unmöglich. Dabei hatte er die Bestie, den „Mazeppa", noch zu bezahlen, und sein Kredit war längst auf's Aeußerste erschöpft. Er stand völlig rathlos auf der Straße, war in seiner Kopflosigkeit an seinem eigenen Gespann vorübergetaumelt, das ihn vor dem Rennplatze erwartete.

Endlich raffte er sich auf und ließ sich von einer Droschke zum Bahnhof bringen. Von da fuhr er direkt nach Rothhausen, wo seine Mutter weilte.

In aller Eile ließ er einen Gutsnachbar herbeirufen, rief auch den Verwalter hinzu und begann mit ihnen zu trinken. Was sollte er sonst beginnen?

Eben war er in „Stimmung" gekommen, das Bewußtsein seiner Lage begann zu schwinden vor dem sich allmälig einstellenden Rausch, als Charlotte schreckensbleich eintrat. Sie hielt eine Depesche in der Hand, in welcher der Rechtsanwalt anzeigte, daß Doktor Heinz Bergmann soeben in der Heimath eingetroffen sei, um seine Angelegenheiten zu ordnen.

Baron Harry, der eben ein gefülltes Glas hoch hielt und irgend einen frivolen Toast auszubringen vorhatte, ließ das Glas fallen, daß es in Stücke zersplitterte.

„Nun kommt die Geschichte zum Klappen," meinte er vor sich hin. Aber Niemand verstand, was er mit dieser dunklen Bemerkung sagen wollte.

20.

Heinz fand die Familie Behrenberg, die er sofort nach seiner Ankunft aufsuchte, in größter Bestürzung. Zwar befand sich Ottbert außer Lebensgefahr, er hatte sich einen Bruch des Schlüsselbeins zugezogen, man hoffte, ihn binnen Kurzem gänzlich wieder herzustellen. Aber der Skandal, der sich an den Namen der Frau v. Marlow knüpfte, war natürlich auch bis zu ihnen gedrungen. Was würde der arme Ottbert sagen, wenn er zur Besinnung kam?! Allerdings, von seiner Liebe würde er geheilt sein, aber — um welchen Preis!

Trotz dieser Lage, trotz Hilda's begreiflicher Erregung wegen ihres Lieblings, mußte Heinz sie sprechen. Denn seine Sache duldete keinen Aufschub.

Es wurde ihm leicht, mit Hilda allein zu bleiben; die allgemeine Aufregung im Hause hob das Ceremoniell auf.

Nun kniete er zu ihren Füßen.

„Du siehst einen tief Unglücklichen vor Dir, Hilda," begann er. „Ich habe einen schweren Schiffbruch mit meiner Existenz gelitten. Wenn mich nicht Alles täuscht, ahnst Du die Wahrheit: ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß ich ein angenommenes, aber nicht gesetzlich adoptirtes Kind bin. Und deshalb muß ich meine Habe abtreten. Bevor ich diesen entscheidenden Schritt that, habe ich versucht, mir aus eigener Kraft eine Existenz zu begründen. Das war ich Dir schuldig, die ihr Schicksal an das meine ketten wollte. Aber es ist mir mißglückt. Mein Talent hat diese Probe schlecht bestanden. Ich bin ein armer Mann; wenn auch nicht aller Mittel entblößt, so doch arm — für Dich! Und so gebe ich Dir Dein Wort zurück, Hilda. Verzeihe mir die schwere Enttäuschung, bedenke, daß ich selbst das Opfer bin!"

Sie hob ihn liebevoll auf; Thränen leuchteten in ihren Augen. „O mein Heinz," sagte sie, ihn neben sich niederziehend, „ich habe das Alles längst geahnt und einen Entschluß gefaßt. Ich werde gern und freudig Deine Armuth theilen, denn — ich liebe Dich von ganzem Herzen!"

Ein Freudenrausch, wie Heinz ihn in seinem Reichthum nie gefunden hatte, erfaßte ihn und hob ihn über sich selbst hinaus. Minutenlang hielt er sie überselig umfangen.

Dann erst stieg ihm eine Frage auf.

„Aber Deine Eltern? Dein Bruder?"

„Sie werden so bescheiden fortleben, wie bisher," sagte Hilda fest. „Ottbert wird sich in eine kleine Garnison versetzen lassen. Und den Eltern wollen wir das Beispiel geben, glücklich zu sein in der Beschränkung!"

Mit leichtem, ja mit frohem Herzen ging Heinz an den großen Schritt. Er telegraphirte an Harry: „Ich komme nach Rothhausen. Muß Dich unter vier Augen sprechen!"

Nach Empfang dieser Depesche berief Harry zunächst in aller Eile einen tüchtigen Rechtsanwalt nach Rothhausen, um ihn zu fragen, ob nicht gegen Heinz, der nicht adoptirt worden sei, mit Erfolg ein Prozeß zu führen sei.

Der Jurist, der sofort dem Rufe des Barons gefolgt war, hörte ihn ruhig an, dann erhob er sich und machte sich zum Gehen fertig.

„Das hat nicht gelohnt, Herr Baron," sagte er verdrießlich, „deshalb reißt man keinen vielbeschäftigten Anwalt aus seiner Thätigkeit. Können Sie auch nur den Schatten eines Beweises beibringen? Nein! Das ist schon eine genügende Antwort auf Ihre Frage, die Sie sich auch selber hätten ertheilen können!"

Und der grobe Rechtsfreund fuhr davon.

(Fortsetzung folgt.)

Eile mit Weile.

(Mit Bild auf Seite 257.)

H. Hirschfelder's Genrebild, das unser Holzschnitt auf S. 257 wiedergibt, illustrirt in ergötzlicher Weise das Sprichwort „Eile mit Weile", dessen Nichtbefolgung den Anlaß zu einem kleinen häuslichen Unglück gibt. Eine Maus ist in dem Bette versteckt, und schon sieht die wachsame Hauskatze auf dem Sprunge, um ihr den Garaus zu machen. Der barfüßige Knabe will ihr beistehen und irgend einen als Wurfgeschoß verwendbaren Gegenstand von dem über dem Bette an der Wand befindlichen Brette nehmen, thut das in seiner blinden Eile aber so ungeschickt, daß ein dort aufgestellter Korb mit Eiern in's Fallen kommt und seinen gebrechlichen Inhalt ausschüttet. Der Humor von der Geschichte ist, daß es in diesem Wirrwarr dem Mäuschen wahrscheinlich gelingen wird, ungefährdet in sein Loch zu entkommen.

Kammmacher in Sofia.

(Mit Bild auf Seite 260.)

In Bulgarien und insbesondere in Sofia werden mit äußerst einfachen Werkzeugen saubere, oft sogar recht kunstvolle Kämme aus Büffelhorn gefertigt. Das gereinigte und abgeschabte Horn wird, wie uns Skizze 1 auf S. 260 zeigt, zuerst in entsprechend große Stücke geschnitten. Der auf Skizze 3 vorn links am Kohlenfeuer hockende Gesell hält mittelst einer Zange ein solches Stück Horn über das Feuer, um es zu wärmen, worauf es sich leichter spalten läßt. Hinter ihm führt ein zweiter Gesell die weitere Zurichtung der gespaltenen Stücke aus, die dann in eine Presse gespannt werden, bis sie ganz gerade Tafeln darstellen. In eine solche, in der Presse sitzende Tafel sägt nun der hinten rechts auf seinem Werktische — ebenfalls mit untergeschlagenen Beinen — hockende Meister mit einer gewöhnlichen Laubsäge die Zähne ein, nachdem er die Kanten auf beiden Seiten abgeschrägt hat. Der fertige Kamm wird zuletzt nochmals gereinigt und geglättet. Rechts an der Thür der Werkstatt sehen wir zwei Bäuerinnen aus der Umgegend der Hauptstadt mit der Frau des Meisters um einen solchen Kamm handeln. Skizze 2 läßt uns endlich auch von der Straße aus noch einen Blick in eine Kammmacherwerkstatt thun.

Alligatorenbrut.

(Mit Bild auf Seite 261.)

Im Frühjahr wählt sich das Alligatorenweibchen einen passenden Platz zum Ablegen der Eier und trägt im Rachen Laub, Schilf und andere Pflanzentheile dorthin, auf die es nun gegen hundert mit harter, kalkiger Schale versehene Eier legt. Diese deckt es sorgsam mit ähnlichen Stoffen zu. Durch die infolge der Fäulniß der Pflanzen sich entwickelnde Wärme werden die Eier ausgebrütet, ähnlich wie wir dies bei den Nestern gewisser Hühnervögel beobachten können. Aber die Eier bleiben während dieser Zeit nicht schutzlos. Die sorgsame Mutter bleibt bei ihnen, bewacht sie und fällt jedes Thier, sogar den Menschen, den sie sonst scheut, mit furchtbarem Grimme an, wenn er den Eiern zu nahe kommt. Nach einiger Zeit kriechen die jungen Alligatoren aus (siehe das Bild auf S. 261). Es sind niedliche kleine Thierchen. Die sorgsame Mutter nimmt sie in Empfang und führt sie dem Wasser zu, sie auch ferner noch gegen jeden Feind vertheidigend.

Ein seltener Bund.

Historische Erzählung von **Leopold v. Sacher-Masoch.**

(Nachdruck verboten.)

Es war im April 1815. Napoleon war von Elba zurückgekehrt. Deutschland glich von Neuem einem großen Kriegslager. Sogar Erzherzog Karl, der sich seit 1809 von jeder öffentlichen Thätigkeit zurückgezogen hatte, war wieder zur freudigen Ueberraschung des ganzen deutschen Volkes auf dem Schauplatz erschienen und hatte das Kommando über das aus österreichischen und deutschen Kontingenten bestehende Heer übernommen, das sich in Mainz sammelte.

Ueberall waren Truppen im Marsch. Auf der Straße nach Mainz war ein Wagen, in dem zwei Damen, eine ältere und eine junge, Beide dicht verschleiert, saßen, mitten in eine Kolonne österreichischer Infanterie hineingerathen, und als dies Hinderniß überwunden und endlich die nächste Poststation erreicht war, trat sofort ein neues der Weiterreise entgegen. Es waren keine Pferde da, und beim besten Willen keine aufzutreiben.

„Meine Damen," sprach der Posthalter, welcher zugleich Wirth war, „ich möchte Ihnen überhaupt rathen, hier zu warten, bis die Truppen vorübergezogen sind. Die Landstraßen sind alle voll von Soldaten, Sie kommen in keinem Falle rasch vorwärts, und überdies setzen Sie sich unter Umständen auch noch anderen Unannehmlichkeiten aus."

Seufzend willigte endlich die alte Dame ein, in dem kleinen Gasthause über Nacht zu bleiben. Während das Gepäck abgeladen wurde, machte sie indeß der Jüngeren Vorwürfe über ihre „romantischen Grillen", welche allein an der eingetretenen Verlegenheit die Schuld trügen. Als ob sich nicht noch eine andere Gelegenheit ergeben hätte, meinte sie, den Erzherzog Karl, den Helden so vieler Schlachten, den Sieger von Aspern, für den sie so schwärmte, zu sehen!

Die junge Dame, welche von ihr einfach mit Henriette angesprochen wurde, saß auf der Bank vor dem Hause, ließ Alles ruhig über sich ergehen und sah, ein Lächeln um den rothen Mund, die österreichischen Kürassiere vorüberziehen, welche der Infanterie auf dem Fuße folgten.

Henriette war achtzehn Jahre alt, von edler, milder Schönheit. Vor Allem sprach aus ihren großen, leuchtenden Augen eine Seele, die zu allem Guten fähig war, die sich begeistern konnte, ja sogar zur Schwärmerei neigte.

Während die alte Dame die Treppe emporstieg, um die Zimmer, welche man ihr angewiesen hatte, in Augenschein zu nehmen, kam ein zweiter Wagen an, in dem zwei Herren saßen. Beide, obwohl bürgerlich gekleidet, machten den Eindruck höherer Militärs, der Eine, welcher die blauen Augen forschend auf Henriette richtete, mochte vierzig Jahre zählen. Sein jüngerer Begleiter benahm sich ihm gegenüber mit einer auffallenden Ehrerbietung.

Als die Herren abgestiegen waren, machte der Aeltere seinen Gefährten auf das schöne Mädchen, das vor dem Hause saß, aufmerksam, und als dann der Wirth unter immerwährenden Komplimenten nahte, befragte er diesen über die Fremde und erfuhr, daß sie gezwungen sei, im Orte zu übernachten, weil es an Pferden fehle.

Sofort näherte er sich der jungen Dame, begrüßte sie und stellte sich ihr als Graf Auersperg, österreichischer Oberst, vor.

Henriette sah ihn betroffen an, erröthete, und endlich stammelte sie: „Ich bin die Komtesse Henriette Welfenstein."

„Ich habe von der Verlegenheit gehört, in der Sie sich befinden, Komtesse," fuhr er fort. „Für mich sind hier Pferde reservirt worden, ich stelle sie Ihnen zur Verfügung."

„Ich weiß nicht, ob ich das annehmen darf," erwiederte Henriette. „Sie dürfen wohl aus Dienstesrücksichten Ihre Ankunft in Mainz nicht verzögern. Ich möchte in dieser Beziehung keine Verantwortung auf mich laden."

„Besorgen Sie nichts, Komtesse, meine Reitpferde müssen jeden Augenblick eintreffen, ich werde die kleine Strecke ebensogut im Sattel zurücklegen können."

Endlich nahm Henriette an, und indeß der jüngere Begleiter des Obersten die nöthigen Anordnungen traf, trat der Letztere mit der Komtesse in den Garten, der hinter dem kleinen Gasthofe lag.

Während sie auf dem breiten Wege, der zwischen Obstbäumen und Gemüsebeeten dahinlief, auf und ab gingen, wurde es Beiden ganz seltsam zu Muthe. Wenn er sich von der Schönheit und dem Liebreiz der vornehmen Mädchengestalt mehr und mehr bezaubert fühlte, so hatte Henriette zum ersten Male einen Mann gefunden, der ihr imponirte und aus dessen markirten Zügen zugleich Kraft, geistiger Adel und Güte sprachen.

Endlich ließ sie sich auf einer Bank in einer kleinen Laube nieder, und er stand vor ihr.

„Fürchten Sie sich nicht," sprach er, „in dieser ernsten Zeit, mitten in diesem Kriegslärm, eine Reise zu unternehmen? Jeder Tag kann uns neue Gefahren, ja vielleicht schon die ersten Kämpfe bringen."

„O, ich fürchte mich nicht!" rief Henriette, während sie ihre Augen, die vor Begeisterung leuchteten, zu dem Obersten aufschlug. „Was haben wir hier am Rhein zu besorgen, wo ein Held, wie Erzherzog Karl, uns in seine Hut genommen hat."

„Ich sehe, Sie denken sehr hoch von dem Erzherzog," sagte der Oberst lächelnd.

„Ich glaube nicht, daß es Jemand gibt, der weniger gut von ihm dächte," erwiederte Henriette, „ja, ich muß Ihnen gestehen, Herr Oberst, ich bin so begeistert für Ihren Feldherrn, daß ich meinen Eltern sozusagen entflohen bin und zu keinem anderen Zweck nach Mainz fahre, als nur, um den Erzherzog, von dem ich schon so viel gehört und gelesen habe, endlich mit eigenen Augen zu sehen."

„Der Erzherzog ist zu beneiden," bemerkte der Oberst noch immer lächelnd. „Wie glücklich wäre mancher Andere an seiner Stelle!"

„O, der galante Oesterreicher!" rief Henriette mit anmuthigem Spott, aber die Röthe, die bis zu ihren dunklen Löckchen, welche die Stirn zu beiden Seiten einrahmten, emporstieg, verrieth, daß ihr die Huldigung einen viel ernsteren Eindruck gemacht hatte, als sie zugeben wollte.

„Vergeben Sie, Komtesse," fuhr der Oberst fort, „unsere Lage ist eine so außerordentliche, daß sie wohl ein Abweichen von dem Ueblichen, von der hergebrachten Sitte verzeihlich erscheinen läßt. Ich vor Allem habe keine Zeit zu verlieren, denn die nächste Minute kann Sie mir bereits entführen. Lassen Sie sich also sagen, kurz und bündig, in ehrlicher Soldatenart, daß Sie mir einen großen Eindruck gemacht haben, daß Sie mir als das liebenswürdigste Wesen erscheinen, das mir auf meinem Lebenswege begegnet ist, und daß ich Alles darum geben

Kammmacher in Sofia. (S. 259)

1. Das Durchsägen eines Büffelhorns. 2. Blick von der Straße in eine Werkstatt. 3. Inneres einer Werkstatt.

Alligatorenbrut. (S. 259)

würde, wenn Sie mir gestatten wollten, Sie wiederzusehen."

Henriette, welche seine Worte, den Blick zur Erde gesenkt, ohne sich zu regen, angehört hatte, erwiederte jetzt leise: „Geständniß gegen Geständniß. Auch Sie, Herr Oberst, haben meine Theilnahme vom ersten Augenblick in einer Weise erregt, wie es bis jetzt noch keinem Manne gelungen ist."

„Darf ich also hoffen," unterbrach sie der Oberst, indem er ihre Hand ergriff, „daß Sie mir erlauben werden, Sie in Mainz aufzusuchen?"

Henriette, ohne ihre Hand zurückzuziehen, sah ihn an, blickte dann einige Augenblicke sinnend zu Boden, und als sie jetzt wieder die schönen Augen zu ihm aufschlug, sagte sie: „Ja, Sie dürfen kommen."

Der Oberst führte rasch ihre Hand an seine Lippen. Schon nahten Schritte auf dem Kiesweg. Es war sein Begleiter, der sich als Major Graf Kinsky der Komtesse vorstellte und meldete, daß Alles zur Abreise der Damen bereit sei.

Die Herren begleiteten Henriette zu dem Wagen, in dem die ältere Dame bereits Platz genommen hatte. Nachdem man einige Artigkeiten ausgetauscht hatte, gab der Postmeister das Zeichen zur Abfahrt, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Nun wendete sich der ältere der beiden Herren an den jüngeren und sprach: „Mein lieber Kinsky, Sie werden über mein Benehmen erstaunt sein, aber ich will Ihnen durchaus kein Hehl daraus machen, daß mir noch nie ein Mädchen solchen Eindruck gemacht hat, wie diese Komtesse Welfenstein. Es ist wirklich etwas Ideales in diesem holden, klugen und dabei so einfachen Mädchen, ein Zauber webt um sie, dem sich Niemand entziehen kann."

„Die Komtesse kann zufrieden sein," erwiederte Graf Kinsky. „Ein Urtheil wie dieses, Kaiserliche Hoheit, hat um so mehr Werth, als es von einem Manne kommt, der allgemein als Weiberfeind gilt."

„Das bin ich nicht," erwiederte der Erzherzog Karl, denn er war es, der sich Henriette unter der Maske des Obersten Auersperg genähert hatte, „ich habe nur niemals Zeit gehabt zu galantem Spiel, und zu einer Konvenienzheirath habe ich nicht die geringste Lust. Hier aber fühle ich mich mit einem Male besiegt."

„Eure Kaiserliche Hoheit denken doch nicht an eine Heirath?" murmelte Kinsky überrascht, fast erschreckt.

„Warum nicht?" sprach der Erzherzog, während er den Grafen ruhig ansah. „Es wäre nicht das erste Mal im Hause Habsburg, daß ein kaiserlicher Prinz eine solche Ehe eingeht. Wenn dieser Krieg vorüber ist, dürfen wir hoffen, daß Europa ein längerer Friede geschenkt werden wird. Dann, Kinsky, bin ich entschlossen, nur mir zu leben. Ich habe dem Staate, dem Vaterlande, dem Kaiserhause genug geleistet. Sie wissen, daß ich Kunst und Wissenschaft mehr liebe wie das Kriegshandwerk. Wahrscheinlich waren meine Eindrücke in Florenz, wo ich geboren wurde, dafür maßgebend, und ebenso meine Erziehung."

„Darüber erstaune ich keineswegs, Kaiserliche Hoheit," entgegnete Graf Kinsky. „Toskana war unter der Regierung Ihres kaiserlichen Großvaters das Muster eines Staates, Kaiser Leopold II. im schönsten Sinne des Wortes ein Weiser auf dem Throne. Er hat als Großherzog durch seine humanen und freisinnigen Reformen auf allen Gebieten allen Monarchen des Welttheils ein Beispiel gegeben, das nur leider von denselben zu wenig verstanden und befolgt wurde, sonst wären uns vielleicht die blutigen Vorgänge der französischen Revolution und mehr als zwanzig schreckliche Kriegsjahre erspart geblieben. Es ist bekannt, wie warm Ihr kaiserlicher Vater in Toskana die Künste und Wissenschaften beschützte und welche treffliche Erziehung im bürgerlichen Sinne er seinen Kindern gab."

„Auch ich," bemerkte der Erzherzog, „sehne mich darnach, den Degen ein- für allemal einzustecken, mir einen eigenen Herd zu gründen und hinfort den Künsten und Wissenschaften zu leben."

* * *

In Mainz angekommen, ließ sich der Erzherzog sofort nach den beiden Damen erkundigen und erfuhr, daß sie im Gasthofe „Zum weißen Roß" abgestiegen seien. Unangemeldet erschien er am folgenden Tage zur Besuchsstunde im Gasthof.

Henriette ließ ihn bitten einzutreten, und der Erzherzog folgte lebhaft und erfreut dieser Aufforderung.

Er fand das schöne Mädchen, das ihn in einiger Verwirrung empfing, allein, und ging entschieden, wie es seine Art war, auf sein Ziel los.

„Vergeben Sie mir, Komtesse," sagte er, „wenn ich als Soldat etwas ungestüm bin und Sie vielleicht erschrecke, aber wer weiß, was der nächste Tag uns bringt. Viele Worte zu machen, ist nicht meine Sache. Was ich Ihnen zu sagen habe, Sie wissen es ja ohnehin, denn ich bin gewiß, daß sie es längst in meinen Augen gelesen haben. Ich liebe Sie, Komtesse, sagen Sie mir ehrlich und offen, was ich zu erwarten habe."

Henriette blickte verwirrt bald zur Erde, bald auf den Erzherzog. Endlich reichte sie ihm die Hand und sprach: „Auch ich liebe Sie, ja, ich gestehe es, daß Sie vom ersten Augenblick mein Herz erobert haben."

„Sie machen mich unaussprechlich glücklich," entgegnete der Erzherzog, „und ich darf also hoffen, daß Sie mir gehören werden als meine Gattin für immer?"

„Wie sehr würde ich es wünschen," sagte Henriette mit einem Seufzer, „aber es gibt ernste Hindernisse, welche sich unserer Verbindung entgegenstellen. Ich bin so gut wie verlobt."

„Das ist kein Hinderniß, sobald Sie die Wahl des Herzens dagegen geltend machen wollen."

„Dann fürchte ich Bedenken von Seiten meiner Familie."

„Was könnte Ihre Familie gegen mich, gegen einen braven Offizier einwenden?"

Wieder schwieg Henriette einige Zeit und schien mit sich selbst zu kämpfen. Endlich war sie entschlossen, und indem sie beide Hände des Erzherzogs ergriff und ihm voll in die Augen sah, sprach sie: „Verzeihen Sie mir, aber ich habe Ihnen nicht die Wahrheit gesagt. Ich bin nicht die Gräfin Welfenstein, sondern die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg."

Der Erzherzog lächelte. „Auch das," sprach er, „ist kein Hinderniß für unseren Bund, sobald Sie den ernsten Willen haben, die Meine zu werden."

„Ich gehöre Ihnen von ganzem Herzen," gab Henriette rasch zur Antwort, „aber mein Vater wird niemals zugeben, daß ich —"

„Daß Sie eine Mesalliance machen," fiel der Erzherzog noch immer lächelnd ein. „Aber es gibt Mittel, Prinzessin, den starren Willen von Eltern, welche unserem Glücke die Forderung der Etikette, Standesrücksichten und Vorurtheile entgegensetzen, zu beugen. Sobald der Feldzug zu Ende ist, komme ich nach Weilburg und entführe Sie nach England, Prinzessin. Dort kann uns Niemand hindern, den Bund unserer Herzen durch Gesetz und Recht zu heiligen. Wollen Sie?"

Henriette sah ihn einen Augenblick an, dann nickte sie mit dem schönen Kopfe und murmelte leise: „Ja, ich will."

Der Erzherzog zog sie an sich und küßte sie. Einen Augenblick lag sie an seiner Brust, dann machte sie sich los, gab ihm einen Wink zu gehen und entfloh in das Nebenzimmer.

— — — — — — — — — —

Im Laufe des Tages waren mehrere österreichische Grenadierbataillone in Mainz eingetroffen, über welche, wie die Prinzessin Henriette vernahm, der Erzherzog am folgenden Vormittage die Parade abhalten wollte. Das war also die beste Gelegenheit, ihn, das Ideal ihrer Mädchenträume, endlich und zwar in seinem vollen Glanze als Feldherr zu erblicken.

Sie ließ sofort durch ihren Wirth einen Wagen bestellen, wählte mit besonderer Sorgfalt ihre Toilette und befand sich den ganzen Tag über wie im Fieber. Mehr als einmal fragte sie sich, wie es möglich sei, zu gleicher Zeit so lebhaft zwei Männer mit dem ganzen Gemüthe zu verehren, den einen in inniger, herzlicher Liebe, den anderen in schwärmerischer Begeisterung.

Am nächsten Tage erwachte die Prinzessin früh am Morgen. Die Erwartung ließ sie nicht schlafen. Sie stand bald auf und unternahm, um sich zu beruhigen, einen kurzen Spaziergang im Garten des Gasthofes. Dann frühstückte sie, machte Toilette und war längst damit fertig, als der Wagen vor dem Thore des Gasthofes hielt und zu gleicher Zeit die Grenadiere, die Bärenmützen mit Tannenreisig geschmückt, mit klingendem Spiel zum Paradeplatz zogen.

Als die Prinzessin mit ihrer Begleiterin dort ankam, hieß sie den Kutscher in der Nähe der Truppen Aufstellung nehmen und zwar an einem Punkte, wo sie sicher wußte, daß der Erzherzog vorüberkommen mußte. Es währte auch nicht lange, so entstand eine lebhafte Bewegung in der Menschenmenge, welche den Paradeplatz umgab, und bald ertönte der Ruf: „Dort kommt er! Das ist er!"

Wirklich kam der Erzherzog herangesprengt, in der österreichischen Marschallsuniform, den Federhut auf dem Kopf, mit einem großen Gefolge von Generalen, Offizieren und Ordonnanzen.

In dem Augenblick, wo er, nur wenige Schritte von Henriettens Wagen entfernt, sein Pferd im Schritt gehen ließ, erkannte die Prinzessin, die sich erregt aus dem Wagen herausgeneigt hatte, in dem von ihr so schwärmerisch verehrten Feldherrn den Mann ihrer Wahl, dem sie Herz und Hand versprochen hatte. Auch der Erzherzog gewahrte sie jetzt, legte die Hand grüßend an den Hut und kam zu ihrem Wagen geritten, um sie lächelnd zu begrüßen.

„Verzeihen Sie mir, Prinzessin," begann er, „daß ich mein Inkognito auch dann festgehalten habe, als ich bereits wußte, daß Sie Henriette von Nassau sind. Ich wollte mein Glück vollends genießen, ich wollte die Gewißheit haben, ganz nur um meinetwillen geliebt zu sein."

Die Prinzessin fand keine Worte. Sie sah ihren Helden nur immer an, und als er sich endlich über ihre Hand beugte, um sie zu küssen, zog sie dieselbe fast erschreckt zurück. Indeß riefen die Trommeln, die Musikbanden, welche die österreichische Volkshymne zu spielen begannen, ihren Führer, und der Erzherzog mußte Abschied nehmen und die Besichtigung der Truppen beginnen.

Nachdem er die Parade abgenommen hatte, kam er wieder zu dem Wagen der Prinzessin gesprengt und ließ jetzt die Truppen vor sich defiliren.

Als zuletzt einige Schwadronen ungarischer Husaren vorübergezogen waren, wendete sich der Erzherzog zu Henriette.

„Wissen Sie, Prinzessin," sprach er, „was Sie jetzt thun sollten?" Und als Henriette ihn darauf fragend ansah, fuhr er fort: „Sie

sollten mich zum Essen einladen, aber ohne Umstände."

„Ich werde sehr glücklich sein, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, Kaiserliche Hoheit," erwiederte die Prinzessin.

„Ich bitte Sie, lassen wir alle Etikette bei Seite. Sie sind für mich nur meine liebe, angebetete Henriette, und ich will nichts weiter sein, als Ihr Karl."

Wirklich begleitete der Erzherzog die Damen zu ihrem Gasthofe, indem er neben ihrem Wagen ritt, und speiste mit denselben ohne alle Förmlichkeit. Die Prinzessin, strahlend vor Glück, in das sich eine leise Wehmuth mischte, mußte ihm leider das Geständniß machen, daß sie ohne Wissen ihrer Eltern abgereist sei und noch an diesem Abend nach Weilburg zurückkehren müsse. Der Erzherzog wieder wies darauf hin, daß er seinen Posten nicht verlassen dürfe, ehe nicht der Friede wieder hergestellt sei. Er machte Henriette deshalb den Vorschlag, vorläufig das Geheimniß ihrer Liebe vor aller Welt zu bewahren und bis zu dem Tage, wo er an dem Hof ihrer Eltern erscheinen und um ihre Hand werben könne, mit ihm auf Umwegen einen Briefwechsel zu unterhalten.

„Es ist eine schwere Zeit, die über mich hereinbricht," sagte Henriette, während ihre schönen Augen feucht schimmerten. „Ich werde namenlos leiden durch die Trennung von Ihnen und zu gleicher Zeit um Ihr Leben zittern."

„Geliebte Henriette," erwiederte der Erzherzog, indem er ihre Hand zwischen seinen beiden hielt und ihr in die Augen blickte, „beruhigen Sie sich. Mir sagt eine innere Stimme, daß dieser Krieg nicht lange währen wird, und ich unverletzt zurückkehre. Dann wird uns nichts mehr trennen!" —

Wirklich reiste die Prinzessin noch denselben Abend ab, in der seltsamsten Stimmung zwischen Freude und Schmerz, ein glückliches Lachen in den seelenvollen Augen und zu gleicher Zeit Thränen, welche die blühenden Wangen herabliefen.

Die Ereignisse auf der Weltbühne nahmen einen raschen Verlauf. Am 16. Juni wurde die Schlacht bei Ligny geschlagen, am 18. Juni jene bei Waterloo. Als der Erzherzog die Nachricht von der vollständigen Niederlage Napoleon's empfing, wußte er, daß der Krieg damit zu Ende war und sendete einen Eilboten mit der Depesche an die Prinzessin. Es währte nicht lange, so wurde das bei Mainz zusammengezogene Heer wieder in seine Quartiere entlassen, nur die gewöhnliche Besatzung blieb zurück, und der Erzherzog Karl vertauschte den Posten eines Feldherrn mit jenem eines Militärgouverneurs von Mainz.

In den letzten Julitagen kam er, nur von einem Reitknecht begleitet, nach Weilburg, dessen schönes Schloß, das so malerisch an der Lahn zwischen Wald und Rebengeländen liegt, ihn von Weitem schon verheißungsvoll grüßte.

Der Erzherzog stieg in einem kleinen Gasthofe der Stadt ab und näherte sich zu Fuß auf Umwegen dem Schlosse. Am Eingange der Parkanlagen traf er einen alten Mann, welcher mit dem Reinigen der Wege beschäftigt war. Er fragte ihn, ob die Prinzessin Henriette daheim sei.

„Ich glaub's nicht," erwiederte der Alte, welcher den Fremden erstaunt ansah. „Ich habe sie vorhin auf das Feld hinausgehen sehen. Sie wird bei den Schnittern sein. Es macht ihr Freude, der Ernte zuzusehen."

Nachdem der alte Mann dem Erzherzog noch die Richtung gezeigt hatte, in der die Prinzessin fortgegangen war, schlug Erzherzog Karl einen Weg ein, der durch den Park und dann an Weinbergen vorüber mitten in das wogende Aehrenfeld hineinführte. Auf einer kleinen Anhöhe angelangt, hielt er Umschau und entdeckte jetzt unweit einer Gruppe von Schnittern am Waldrande auf einer Bank ein helles Frauengewand. Er war sofort überzeugt, daß es Henriette sei, und beschleunigte seine Schritte. Je näher er kam, um so mehr wurde seine Ahnung zur Gewißheit, und jetzt wurde sie auch aufmerksam, erkannte ihn und flog ihm im nächsten Augenblick entgegen.

Beide waren so glücklich, sich wiederzufinden, daß sie sich ohne Rücksicht auf ihre Umgebung in die Arme sanken, und die braven Landleute sahen verwundert zu, wie ihre Prinzessin von dem fremden Mann an die Brust gezogen wurde.

Langsam, Hand in Hand, gingen sie dann dem Schlosse zu.

Noch denselben Abend warb der Erzherzog ohne alle Umstände um die Hand der Geliebten, die ihm mit Freuden von den Eltern bewilligt wurde. Und ebenso sollte nach dem Uebereinkommen der Liebenden die Hochzeit sein, schlicht, ohne jeden Prunk, wie es sich für einen echten Herzensbund ziemt.

* * *

Am 17. September 1815 fand zu Weilburg die Hochzeit des Erzherzogs Karl mit der Prinzessin Henriette von Nassau statt. So glücklich die Prinzessin war, so wurde es ihr doch schwer, von ihren Eltern, von der Weilburg, wo sie die schöne Kinder- und Jugendzeit zugebracht hatte, zu scheiden. Mit Thränen in den Augen nahm sie von all' den geliebten Plätzen, welche ihre unschuldige Freude gesehen hatten, Abschied.

Die Neuvermählten blieben vorläufig in Mainz. Doch schon wenige Tage nach seiner Rückkehr berieth Erzherzog Karl mit einem Architekten, der sofort nach der Weilburg abreiste, um den Plan derselben aufzunehmen. Es währte nicht lange, so legte Erzherzog Karl seine Stelle als Militärgouverneur nieder und zog mit seiner jungen, schönen, angebeteten Frau nach Wien.

Zwei Jahre waren vergangen. Da führte der Erzherzog Henriette eines Tages in das Helenenthal bei Baden, und wer beschreibt die Ueberraschung der hohen Frau, als sie hier mitten in dem herrlichsten Waldpark ihre Weilburg wiederfand. Der Erzherzog hatte das Schloß ihrer Ahnen hier nochmals erbaut, und soweit es nur möglich war, äußerlich und innerlich bis in die kleinsten Einzelheiten der Einrichtung der nassauischen Weilburg ähnlich gehalten. So wurde dieses Schloß von jetzt ab der Aufenthalt des glücklichen fürstlichen Paares, ein Denkmal inniger treuer Liebe, wie sie in dieser Sphäre, welche ihre Wünsche in der Regel der Pflicht, dem Staatsinteresse opfern muß, wohl nur selten zu finden ist.

Nachdem der Erzherzog Karl infolge des Todes des Herzogs von Sachsen-Teschen am 12. Februar 1828 dessen reiche Erbschaft angetreten hatte, wohnte das erzherzogliche Paar im Winter in dem herrlichen Palaste auf der Augustinerbastei in Wien und im Sommer in der Weilburg. Der Erzherzog konnte jetzt zu seiner werthvollen Bibliothek von dreißigtausend Bänden die berühmten Kunstsammlungen des Herzogs von Sachsen-Teschen hinzufügen, unter denen insbesondere zwanzigtausend Handzeichnungen und zweihunderttausend Kupferstiche aller bedeutenden Meister einen unschätzbaren Werth darstellten.

Wie es seine Absicht gewesen war, lebte der Erzherzog seit seiner Vermählung nur noch seiner Frau, der Erziehung seiner Kinder, in steter liebevoller Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst.

Der Ehe des Erzherzogs mit der Prinzessin Henriette von Nassau entsprossen sieben Kinder, unter denen Erzherzog Friedrich, der Schöpfer der österreichischen Flotte, der Eroberer von Saida, und Erzherzog Albrecht, der Held von Novara und Sieger von Custozza, sich gleich ihrem Vater einen historischen Namen gemacht haben.

Die gegenwärtige Königin Christine von Spanien, die kluge, energische Regentin, ist eine Enkelin des Siegers von Aspern und der schönen, geistvollen Henriette von Nassau.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Urbild der „bezähmten Widerspenstigen". — Eine spanische Chronik aus dem 15. Jahrhundert erzählt Folgendes: Donna Klara de Menendez (gegen 1250) war in ganz Asturien berühmt wegen ihrer Schönheit und ihres Reichthums, aber auch berüchtigt wegen ihrer Herrschsucht und ihres unverträglichen Wesens, und wurde in der ganzen Provinz nur „die Teufelin von Asturien" genannt. Sie war die Tochter des edlen Ritters Lupercio de Menendez, der weit ausgedehnte Besitzungen in der Nähe von Oviedo hatte. Viele Freier waren schon gekommen, um die Hand der schönen Donna anzuhalten, als sie aber von ihrer Launenhaftigkeit und Wildheit gehört hatten, und ihnen sogar die eigenen Verwandten der Dame an's Herz gelegt, von einer Verbindung abzustehen, hatten sie sich kopfschüttelnd wieder zurückgezogen. Da kam eines Tages ein junger Ritter auf das Schloß, Don Hernando de Viana, und warb um die Hand des gefürchteten Wildfangs. Auch er hatte von ihren Tollheiten gehört, auch ihm hatten ihre Verwandten vorgestellt, wie sie so eigensinnig und aufbrausend, ja sogar gewaltthätig wäre, und sie hatten ihm nicht verheimlicht, daß sie das Schlimmste für ihn befürchteten, aber dies Alles, weit entfernt, ihn abzuschrecken, spornte nur sein Begehren, er bestand auf seiner Werbung, und Donna Klara und ihre Eltern willigten ein. Die Trauung wurde vollzogen, und wie es damals Landesbrauch war, hob der Ritter seine Gemahlin auf sein Roß, verabschiedete sich von den Eltern der Donna und ritt mit ihr nach seinem Schlosse. Kaum war er in den Schloßhof gesprengt, als er der ihm entgegeneilenden Dogge barsch befahl, ihm Wasser zu bringen und auf die Hände zu gießen. Die junge Frau sah ihn verwundert an, er aber achtete nicht darauf, sondern wiederholte seinen Befehl, der selbstredend unerledigt geblieben war, in noch rauherem Tone. Natürlich wieder vergeblich. Da zog er sein Schwert aus der Scheide und hieb den Hund in Stücke.

Auf den Lärm eilte die Dienerschaft herbei, als sie aber der Ritter erblickte, schrie er sie an: „Habe ich euch gerufen? Gehet augenblicklich in's Haus, oder ich spieße euch mit diesem Degen auf!"

Die Diener, die nicht wußten, was der Ritter im Sinne hatte, konnten sich gar nicht denken, was mit ihrem sonst so milden Herrn vorgegangen war, und zogen sich erschrocken in das Haus zurück, aus dem sie nicht wieder zum Vorschein kamen.

Der Ritter aber setzte sich, über und über mit Blut bespritzt und mit den Augen rollend, auf eine Bank im Hofe und blickte sich finster um. Da sah er seine Katze an der Mauer entlang schleichen, und augenblicklich rief er ihr zu, sie solle ihm Wasser zum Händewaschen bringen. Mit welchem Erfolge läßt sich denken. „Wie?" schrie er, „Du verrätherisches Thier! Du weigerst Dich, meinem Befehl zu gehorchen? Meinst Du, ich werde Dich mehr schonen, als die Dogge? Bringst Du mir nicht sogleich, was ich Dir befohlen habe, sollst Du es mit Deinem Leben bezahlen!" Und als die Katze weiter ihres Weges ging, sprang er auf, ergriff sie an den Füßen und schmetterte sie gegen die Mauer.

Der jungen Frau wurde angst und bange. Sie zitterte am ganzen Körper und wagte kaum den Blick zu erheben. Da scholl schon wieder Hernando's Stimme durch den Hof — diesmal galt sein Befehl dem Pferde. Als aber das Pferd unbeweglich stehen blieb, schrie er mit fürchterlicher Stimme: „Wie? Du gehst nicht? Glaubst Du, weil ich außer Dir kein anderes Pferd besitze, Du dürfest mir trotzen und ungehorsam sein? Wehe Dir, wenn Du das glaubst! Kein Wesen in der Welt soll mir mit Trotz begegnen oder sich weigern, zu thun, was ich verlange; ohne Schonung wird es getödtet! Und nochmals fordere ich Dich auf, bringe mir Wasser, zu waschen, oder ich haue Dich in Stücke!"

Und es dauerte nur wenige Sekunden, so lag der Kopf des Pferdes am Boden, und ein ungeheurer Blutstrom floß über den Hof.

Der armen Donna wurde unheimlich zu Muthe.

Denn als sie sah, daß ihr Gemahl selbst sein Pferd tödtete, obgleich er kein anderes hatte, zweifelte sie nicht, daß er in seiner Wuth keine Rücksicht kenne, und es überkam sie darüber ein fürchterlicher Schreck. Und als sich Hernando wieder wild im Hofe umsah, und sein Blick auf sie fiel — denn es war sonst nichts Lebendes mehr im Hofe —, und als er ihr in barschem Tone befahl, ihm Wasser zum Waschen zu bringen, da stand ihr für einen Augenblick das Herz still, sie raffte sich aber schnell zusammen und eilte davon, als wäre die ganze Hölle hinter ihr. Ebenso schnell war sie auch wieder zurück und brachte das Verlangte.

„Es ist gut, daß Ihr gehorchtet," sagte Hernando, „denn wäret Ihr ungehorsam", hier rollte er mit den Augen und ballte die Fäuste, „fürwahr, ich hätte Euch fürchterlich gestraft! Wie? Mir ungehorsam sein? Wehe dem, der es wagt — mit seinem Leben muß er es büßen!"

Darauf befahl er der Donna, sich mit ihm in das Schloß zu begeben, hieß sie hier in einem der Säle zurückbleiben und begab sich zu seinen Dienern. Diesen sagte er, daß sie sich über sein verändertes Betragen nicht wundern sollten, da er einen guten Zweck damit verfolge, auch sollten sie seiner Gemahlin, wenn sie fragen würde, ob er immer so sei, antworten, daß er meistens noch viel schlimmer wäre. Schließlich sollten sie ihn nicht eher bedienen, als bis er sie ausdrücklich dazu aufgefordert hätte. Hierauf kehrte er zu seiner Gemahlin zurück und befahl ihr in barschem Tone, ihm seine Mahlzeit herzurichten. Sie eilte und brachte Wein und Brod und was sie nur Schönes in Keller und Speisekammer finden konnte. Inzwischen war es Abend geworden.

„Donna," sagte Hernando, „nach dem vielen Aerger, den ich gehabt habe, will ich ungestört schlafen. Damit mich aber Keiner wecke, werdet Ihr wachen und jede Störung von meinem Schlafe fernhalten!"

Dachte die Donna wohl an einen Widerspruch? Sie dankte allen Heiligen, daß sie noch lebte! Und wenn eine Fliege durch das Zimmer summte, fuhr sie zusammen und sah sich um, ob nicht Hernando mit dem Schwerte käme. Der Tag brach an, und noch schlief Hernando fest, als die Eltern der Donna auf's Schloß kamen. Die Unruhe hatte sie hergetrieben, sie wollten sehen, was Hernando machte. Kaum hatte aber die Donna den Lärm vernommen, als sie zu ihnen eilte und sie mit den Zeichen tödtlicher Angst beschwor, zu schweigen.

„Um aller Heiligen willen, seid still," rief sie ihnen mit gedämpfter Stimme zu, „mein Herr schläft, und wenn er durch euch geweckt wird, haut er euch und mir den Kopf ab!"

Die Eltern waren sprachlos vor Staunen und konnten sich das Verhalten ihrer wilden Tochter gar nicht erklären. Als aber Hernando endlich erwachte, und sie erfuhren, was vorgegangen war, kannte ihre Freude keine Grenzen, und sie bewunderten und priesen rückhaltlos die Klugheit des Ritters.

Die „Teufelin von Asturien" aber war gezähmt. Sie hatte gesehen, wessen ihr Gemahl fähig war, und vergaß es nie. Sie wurde die Bescheidenheit und Nachgiebigkeit selbst und machte Hernando glücklich, der sich nun wieder in seiner wahren Gestalt zeigen durfte.

Die Geschichte hatte noch ein Nachspiel. Dem Schwiegervater hatte das Betragen des jungen Mannes so sehr imponirt, daß er sich vornahm, es ihm gleich zu thun. Als er mit seiner Gemahlin wieder auf seinem Schlosse war, und sie ihm irgend etwas nicht recht machte, tödtete er sein Pferd und raste und wüthete wie besessen. Seine Gemahlin aber brach in ein lautes Gelächter aus und sagte zu ihm: „Wahrhaftig, mein lieber Lupercio, das habt Ihr zu spät angefangen, wir Beide kennen uns schon zu lange!" Und der gute Don wischte beschämt sein Schwert vom Blute rein und war noch zufrieden, daß er nicht auch seine Dogge getödtet hatte.

[J. D.]

Grob. — „Es ist doch merkwürdig," sagte der als langweiliger Schwätzer bekannte Baron v. Meiern zu Saphir, „daß mir immer des Abends die Beine einschlafen."

„Das ist doch kein Wunder," versetzte der Humorist, „befinden sich Ihre Beine doch den ganzen Tag in Ihrer Gesellschaft." [L—n.]

Humoristisches.

Einspruch.

Hausfrau: Minna, gestern war Jemand bei Ihnen in der Küche, auch vorgestern; ich hatte Ihnen doch verboten, Fremde in's Haus zu führen!

Köchin: Ach, gnädige Frau, mein Schatz ist doch kein Fremder für mich!

Verfängliche Zustimmung.

Gnädige Frau: Herr Doktor, was mag meinem Sohne Richard wohl fehlen? Er sieht so blaß aus, hat weder gegessen noch getrunken und leidet an gräßlichen Kopfschmerzen — ach, es ist ein Jammer!

Arzt: Gnädige Frau, dafür halte ich es nämlich auch!

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 32:

Im guten Acker wächst auch Unkraut.

Charade.

Verbunden mit der Erde Knochen
Wird meine Erste oft benützt,
Daß, wie man sie gebraucht beim Kochen,
Sie auch vor Wind und Wetter schützt.

Die Zweite schaffet schwere Wunden,
Ob sie auch noch zu guter Letzt
Tief in den mitternächt'gen Stunden
Des Trinkers Gaumen freundlich netzt.

Das Ganze bieten dir Journale,
Wie auch das uns're, reichlich an,
Und thatest du schon viele Male
Wohl eine Güte dir daran.

[M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösung von Nr. 32:

des Diamant-Räthsels: Mecklenburg:

```
          M
        L E O
      W A C H S
    B A N K I E R
  S T R A L S U N D
M E C K L E N B U R G
  S T E I N B O C K
    H U M B E R T
      S T U B E
        U R I
          G
```

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.